

Ich hatte keine Farm in Afrika ...

Ein atemberaubender Roman, auch ohne Meryl Streep und Robert Redford: »Onitsha« von J. M. G. Le Clézio

► **J. M. G. Le Clézio, Onitsha, Verlag Kiepenheuer & Witsch, 39,80 DM**

Ein alter Passagierdampfer der Holland-Afrika-Linie hat den zwölfjährigen Fintan im Jahre 1948 nach Onitsha gebracht. Er kommt widerwillig, im Schlepptau seine Mutter, die dort nach langer Trennung ihren Mann wiedertreffen will. Er hat Angst vor dem Unbekannten; er kann mit dem fremden Mann, der sich »Vater« nennt, nichts anfangen.

Und doch soll diese kleine Stadt am Niger Schauplatz einer Initiation werden. Denn hier wird Fintan lernen, ohne Schuhe über rissige Erde zu rennen. »Das ist Gott!«, wird ihn der schwarze Fischersohn Bony anherrschen, als er in blinder Zerstörungswut einen Termitenbau zertreten will. Und er wird erfahren, daß die Schlange nicht tötet, wenn

man ihre Rechte achtet.

Wie der Junge Fintan hat der 1940 geborene Franzose J. M. G. Le Clézio seine Kindheit in Afrika verbracht. Die Farben seiner Erinnerungen sind eingeflossen in die üppigen Bilderwelten seines Romans, die rote Erde des Flußdeltas, der Geruch von Yamswurzeln und der süßliche Geschmack der Erdnußsuppe. Dennoch ist »Onitsha« mehr als eine Autobiographie. Le Clézio verflucht die Blickwinkel dreier Charaktere zu einer kunstvollen Erzählstruktur. Neben Fintans Augen sind es die seiner Mutter, durch die er blickt, die Augen einer sensiblen Italienerin, die nicht heimisch wird auf den Gartenpartys der Kolonialistengattinnen und sich gar erdreistet, im englischen Herrenklub Klavier zu spielen – »Shocking!«. Geoffroy, ihr Mann, einst mit heh-

ren Idealen nach Onitsha aufgebrochen, findet sich wieder inmitten zynischer Kolonialbeamter, die ihre Zeit mit Bridg und Intrigen totschiagen. Seine besessene Suche nach den Spuren der letzten ägyptischen Königin und nach der versunkenen Stadt Meröe ist die Schnittstelle zwischen Gegenwart und Mythos, zwischen Traum und Realität. Alle drei müssen Afrika verlassen, als Geoffroy auf seiner letzten Forschungsreise, ganz nah an der vermeintlichen Lösung des Rätsels, an einer schweren Malaria erkrankt. Der Kontinent hat sich unzugänglich gezeigt; auch den wohlmeinenden »Eroberer« mußte er verstoßen.

Immer wieder sind es die Rhythmen, die das Schicksal von Fintans Familie mit afrikanischer Geschichte verbinden. Mit Hammerschlägen müssen die schwarzen Passagiere der

»Surabaya« ihre Überfahrt nach Dakar erkaufen. Sie halten wider in dem Geräusch der Spitzhacken, mit denen halbverhungerte Sträflinge auf den harten Boden Onitshas einschlagen. Die Trommeln der Aufständischen von Aro Chuku künden vom nahen Untergang des britischen Empire und münden im verheerenden Gewehrfeuer des Biafra-Krieges.

Durch die Sinneskraft solcher Impressionen kann Le Clézio politisch werden und poetisch bleiben, muß er den Konflikt zwischen Schwarz und Weiß weder lyrisch verzuckern noch propagandistisch ausschlichten. So ist ihm ein Roman gelungen, in dem hautnahes Erleben, jüngste Historie und uralte Mythen eine Synthese eingehen, fern von allen »Ich-hatte-eine-Farm-in-Afrika«-Klischees.

Vera Schneider